

# Gemeinde = Blatt.

Organ der Co.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich  
zweimal zum Preise von 1 Dollar das Jahr.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.  
(Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. N. Adelberg, Watertown, Wis.

8. Jahrg. No. 11.

Watertown, Wis., den 1. Februar 1873.

Lauf. No. 167.

(Für das Gemeindeblatt von P. L. in L.)

## Die Vergebung der Sünden der Mittelpunkt der christlichen Religion.

(Fortsetzung.)

Endlich beweisen auch alle Anfechtungen der Christen, was wir in der Ueberschrift dieser Aufsätze behaupten. Haben nämlich alle Angriffe des Reiches der Finsterniß zum Ziel, den Kindern Gottes den Besitz und Trost der Vergebung der Sünden streitig zu machen, zu trüben oder zu rauben, dann liegt der Schluß nahe: dann muß dieser Schatz der Mittelpunkt alles christlichen Wesens und Lebens sein. Luther spricht sich hierüber an vielen Stellen klar und bestimmt aus, hören wir nur eine Stelle aus den Tischreden, die also lautet: „Aber der leidige Teufel wehret, wie er kann, daß uns so tröstliche Gedanken von Gott in der Anfechtung nicht einfallen, oder verdunkelt und verfinstert sie uns. Denn das Herz dessen, der angefochten wird, ist alsdann so heftig eingenommen mit schweren Gedanken vom Gesez, von Sünde und Tod, daß er den Artikel von der Justification (Rechtfertigung) und des Glaubens: ich glaube an Jesum Christum, nicht ergreifen, vielweniger sich desselben getrösten kann.“

Darum sollen hierin Christen wachsam sein. Es handelt sich in den Anfechtungen des Satans, und in den Versuchungen der Welt und des Fleisches nicht um Geld und Gut, nicht um Ehre und Anseh'n, nicht um Leib und Leben; sondern um viel höhere Dinge: Das Gut, in welchem wir einen gnädigen Gott, die Kindschaft, Trost in allen Nothen, Kraft zu allem Guten, einen Himmel voll Leben, Seligkeit und Herrlichkeit haben, das wollen uns jene Feinde verdunkeln, oder gar rauben. Und ach! erlischt dieses Licht, fällt dieser Trost, was sind wir dann? Was kann uns dann bewahren vor irgend welcher Narrheit in Lehre oder Leben? Was kann uns dann retten vor der furchtbaren Macht der Sünde? Was uns decken gegen die schauerlichen Flüche des Gesezes? Und was könnte uns dann trösten wider die Schrecknisse des Todes und der Hölle?

Eine himmelschreiende Sünde ist es daher, wenn Pastoren mit dem vollen Trost des Evangeliums, aus Furcht die Sichern möchten sicher werden, hinter dem Berge halten. Eine Untreue, für deren Beschreibung es keine Worte giebt. Und ein anti-

christlicher Wahn ist es, wenn „sauersehende Heilige“, die gewöhnlich über anderer Leute Sünde so sehr besorgt sind, aber den eignen Jammer nie erkannt haben, fürchten, mit dem freien, vollen Evangelio predige man die Leute in Sicherheit und Trägheit, ja in die Hölle hinein. O, welche Blindheit! Was mögen wohl solche beklagenswerthe Menschen unter dem Evangelio verstehen? Hat es doch diese frohe Botschaft alle Zeit nur mit solchen Leuten zu thun, die von ihren Sünden niedergedrückt, vom Gesez verflucht, vom Jorn Gottes geängstigt, vom Tod und der Hölle erschreckt werden, wie, und diesen armen Seelen sollten wir um der Gottlosen willen das einzige Mittel verkümmern, das sie allein retten, trösten und seligmachen kann? Nein. Laßt uns diesen gottlosen Wahn getrost verachten und mit Füßen treten und mit Gottes Hilfe das liebe Evangelium also predigen und treiben, daß die armen Herzen und Gewissen aufjauchzen und rühmen können: „Der Herr hat Großes an uns gethan; deß sind wir fröhlich.“ Nicht durch Verkümmern des Evangeliums, sondern durch die Wucht des Gesezes sollen wir die Sichern fassen. — Verzeihe, lieber Leser, diesen Anfall. Ich wollte auf eine Landplage aufmerksam machen, vor welcher auch wir Lutheraner uns nicht genug hüten können. Wie oft wird hierin im glühenden Eifer, mit prachtvollen Worten eigentlich dem Teufel ein willkommenes Dienst geleistet! Wie oft werden armen Christen peinliche Anfechtungen aufgedrungen! Wie verderblich ist dieser Geist für die Reinheit der Heilslehre und für das wahre Christenthum!

Wenn wir aber jetzt nachweisen wollen, daß alle Anfechtungen der Christen gegen den Mittelpunkt des allerheiligsten Glaubens gerichtet sind, so versteht es sich von selbst, daß wir den ganzen Umfang dieses Gebietes nicht geben können. Zahlreich, sehr verschieden und oft recht eigenthümlicher Art sind ja die Anfechtungen. Dem einen macht Satan seine Sünden größer wie Berge, dem andern aber kleiner wie Sandkörnelein. Diesen sucht er in den Abgrund der Verzweiflung, jenen an den Klippen der Sicherheit zu stürzen. Während er einen Job im äußersten Elend überfällt, faßt er einen Daniel mitten in Ehren, Würden und Reichthümern. Bald versucht er einen Christen in der Wüste der Noth und legt ihm in satanischer Weise diese Frage vor: Bist du noch ein Kind Gottes?

Bald sucht er ihn auf die Zinne des Tempels zu stellen, rühmt seinen starken Glauben, seine reiche Erkenntniß, seine vielen Erfahrungen, glänzenden Gaben und raunt ihm ein: laß dich hinab! Zu Zeiten zeigt er ihm die Herrlichkeit dieser Welt, Reichthum, Ehre, Macht und muthet ihm unverschämt zu: bete an! Es hat ja jedes Lebensalter, jedes Temperament, jeder Stand und Beruf seine besondern Anfechtungen. Nicht umsonst nennt Luther den Teufel einen „Tausendkünstler“. Jedes Wort hl. Schrift, jede Gabe Gottes, ja man möchte sagen jede Creatur weiß er zu Fallens und Stricken der Gewissen zu machen. Und alle Ungläubigen sind hierin seine Handlanger, und unser arges Fleisch ist sein Bundesgenosse. Wäre darum unser Herr nicht der Anfänger und Vollender des Glaubens, würden wir nicht aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt zur Seligkeit, läge das Heil auch nur im Mindesten in unserer Hand und stände nicht diese Thatsache fest: Meine Schafe wird Niemand aus Meiner Hand reißen, dann würde kein Mensch selig.

Zu Zeiten macht Satan einem Christen sein ganzes Christenthum streitig. — Du bist am Ende gar nicht bekehrt. Wie erbärmlich sieht es mit deiner Reue über die Sünde aus. Siehe Petrus, David und andere Heilige an. Welche große Reue, Angst und Schrecken erfüllte ihre Herzen! Das Maas deiner Reue aber ist gar zu gering. Bist du nicht ein unbußfertiger Mensch? Unbußfertige aber sind keine Christen. Und was ist dein Glaube? Vor jeder Trübsal, vor jeder Sünden-, Todes- und Höllenoth entfällt dir das Herz. Wie wenig fühlst du die Gewißheit und den Trost der Vergebung der Sünden? Ja, Fragen, Zweifel, Angst, Schrecknisse des Todes und der Hölle erfüllen dein Herz. Ist denn das der Glaube, der die Welt überwunden hat? Wie, wenn dein Glaube weiter nichts als ein leerer Wahn wäre! Wer aber nicht glaubet, soll verdammt werden. Und nun vollends deine Heiligung! Wo ist deine Gottesfurcht? Wo deine Liebe zu Gott und dem Nächsten? Wo deine Geduld im Kreuz? Wo sind deine guten Werke? Und wenn du auch Gutes thust, wie sieht es dabei in deinem Herzen aus? Wer aber keine gute Frucht trägt, ist ein fauler Baum, der abgehauen und in's Feuer geworfen wird.

Mit diesen und ähnlichen Pfeilen trifft oft Sa-

tan die Herzen der Christen. Sie brennen wie Feuer. Was aber hat er damit im Sinne? Ihren Schatz will er verdecken, verdunkeln und rauben. Von dem vollen, reichen, überschwänglichen Trost der Vergebung der Sünden, der auch dem schwächsten Christen ganz gehört, will er sie auf das Maas ihrer Reue, ihres Glaubens und ihrer Heiligung führen. Und da hierin ein Christ nie mit sich zufrieden ist, noch sein kann, — denn es ist ja alles noch schwach und im Werden, — wie leicht ist ihm dann unter solchen Anfechtungen das Ziel verrückt? Das eben will Satan. Denn wer seinen Trost auf das Maas seiner Buße, seines Glaubens und der Heiligung gründet, mag es groß oder gering sein, der hat auf Sand gebaut. Darum, lieber Christ, laß dir nicht das Ziel verrücken. Magst du große oder geringe Reue fühlen, magst du dir schwach oder stark erscheinen, halte dich allein an den Trost: *Dir sind deine Sünden vergeben.* Hältst du dieses Centrum im Glauben fest, was gilt es, deine Reue wird dann vor Gott immer tiefer, dein Glaube immer stärker, deine Heiligung immer völliger werden. Ach Gott! Welche Verwüstung an heiliger Stätte richten doch hierin die Schwärmer, Gesehestreiber und sonderlich die Methodisten an. Machen sie doch alle den Gnadenstand von dem Maas der Buße, des Glaubens und der Heiligung abhängig. Es ist eine harte aber wahre Rede: sie arbeiten damit, so viel an ihnen ist, für die Hölle.

Sehen wir uns diesen Gegenstand von einer andern Seite an. Die Art und Natur des Christenthums bringt es mit sich, daß denselben in dieser Welt Kreuz und Trübsal auf dem Fuße folgt. „Wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes eingehen.“ Das läßt sich nicht ändern. „Alle die gottselig leben wollen, müssen Verfolgung leiden.“ Das versteht sich ganz von selbst. „Die Welt wird euch hassen.“ So war es zu allen Zeiten. Das alles aber läßt sich viel leichter sagen und schreiben, als erfahren. Alles Kreuz drückt. Jede Trübsal thut wehe. Jedes Kreuz führt einen gewissen Tod mit sich. Sterben bleibt halt Sterben. „Ich sterbe täglich.“ Wie viel Wehe, Schmerz, Angst und Noth spricht doch der Apostel mit diesen drei Wörtlein aus! Tod ist für das Fleisch der Paß der Welt. Tod das Sichselbstverleugnen. Tod jede Trübsal. Und dieses Sterben geht fort, so lange der Glaube im Herzen lebt, und wird je länger desto ernster. — Soll es denn umsonst sein, daß mein Herz unsträflich lebt, und ich meine Hände in Unschuld wasche? Und bin geplagt täglich, und meine Strafe ist alle Morgen da? Was hast du von deinem Christenthum? Thust du den Mund auf, so fängt die Welt Krieg an, und wirft geplagt. Uebst du Liebe, so ist Stank dein Lohn. Dem Gottlosen geht es wohl, dir aber übel. Er steht fest wie ein Palast, du hast auswendig Sturm und inwendig Zagen. Was er redet, das muß vom Himmel herab geredet sein, was du redest, muß aus der Hölle kommen. Sieht dich nicht alle Welt für einen Narren an? Und wie sieht es im irdischen Besitz mit dir aus? Zu dem Sammeln irdischer Schätze kommst du nie. Täglich mußt du dem lieben Gott auf die Hand sehen. Es geht auch kaum anders. Und ist dir Reichthum zugefallen, ei, wie wird dir derselbe durch unzählige Gewissensnoth, durch manche

Plage, ja sogar mit Gottes Wort also versalzen, daß du unter dieser Last ausrufen möchtest: *Reichthum giebt mir nicht!* Wie, wäre es nicht besser, man sehe einmal zurück? Hat man es denn in Egypten nicht viel leidlicher gehabt, als in dieser Wüste? — Solche und ähnliche Gedanken treibt der Teufel durch das Fleisch der Christen. Was aber hat er damit vor? Unser Heiligthum, unsern Schatz, unsern Himmel, nämlich, das ewige einzige Gut der Vergebung der Sünden, diese Quelle, aus der ja das ganze Christenthum herfließt, will Satan uns verdächtig machen, verdrängen, unser Herz davon hinwegzaubern und entleeren. Wie die Gottlosen — also nach dem Unglauben — sollen wir Christen wünschen, wollen, handeln und wandeln. Um ein erbärmliches Linsengericht sollen wir den Adel, die Herrlichkeit und Seligkeit unserer Erstgeburt verkaufen. Das will der Schalk. Also kurz gesagt: den Mann sollen wir fahren lassen, der sein Volk von Sünden selig macht. „Heiliger Herr Gott, heiliger starker Gott, heiliger barmherziger Heiland, du ewiger Gott, laß uns nicht entfallen von des rechten Glaubens Trost. Kyrie Eleison!“

Weitere Beweise sind unnöthig. Christus wird gekreuzigt zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, das ist: Er ist die Zielscheibe aller feindlichen Geschosse. Das ist und bleibt er auch in allen seinen Gläubigen. Der Teufel, die Welt und unser Fleisch würden in ihren Anfechtungen Spiegelschere treiben, wenn sie nicht den Mittelpunkt meinten. Was aber die Feinde so böse meinen, das weiß unser Herr und Haupt zum Besten seiner Glieder zu gebrauchen. Anfechtung lehrt auf's Wort merken. Unser Herr und Gott will ja an seinen Pflanzen keine Treibhaus-Pflanzen, sondern Bäume der Gerechtigkeit haben, über welche mancherlei Stürme ergehen müssen. Dann schlagen sie tiefe Wurzeln, dann wird ihr Stamm fest, dann breiten sich ihre Aeste aus, dann blühen sie und tragen Frucht in Geduld.

Das Silber, durch's Feuer siebenmal  
Bewährt, wird lauter funden;  
An Gotteswort man warten soll  
Desgleichen alle Stunden;  
Es will durch's Kreuz bewähret sein.  
Da wird sein Kraft erkannt und Schein  
Und leucht'it stark in die Lande.

## Aus der Hand in den Mund.

(Fortsetzung.)

Unter solchen und ähnlichen Gedanken waren denn auch heute die Brode unter ihren Händen hervorgegangen, und die Mägde trugen sie zum Backofen. Die Bäuerin gab natürlich das Geleise, und der Zug ward empfangen von dem alten Daniel, einem Erbstück des Kramerhofes, der schon auf das dritte Geschlecht fortgerbt war und unter Andern auch das Geschäft des Heizens hatte, wenn gebacken wurde. Die Bäuerin hatte schon oft denken müssen, wie sie's doch anfangen sollte, wenn Daniel nicht mehr den Ofen heiß machen könne; sie wußte ihm schier keinen würdigen Nachfolger in diesem hochwichtigen Amte. Wie immer, empfing Daniel auch heute den Zug mit der Mühe in der Hand; ob er sie vor der Bäuerin oder vor dem reichen Gottesfegen, den die Mägde hineintrugen,

abzog, konnte ungewiß sein; übertriebene Höflichkeit gegen Menschen, auch gegen seine Herrschaft, war nach Weise solcher alten Knechte nicht sein Fehler. Doch hing er an der Bäuerin mit ganzer Seele, hätte gewiß sein Leben für sie lassen können um all der Wohlthat willen, die sie schon an ihm gethan; und als sie nun mit ihrem hellen Gesichte, mit ihrem frischesten Lächeln ins Backhaus trat, ihm zurendend: „Alles fertig, Daniel?“ da schmunzelte der Alte und wies in das glühende Mundstück des Ofens, aus welchem Asche und Kohlen sauber ausgekehrt waren, und sagte: „Mit Gottes Hilfe Alles wohlversorgt!“ Die Bäuerin aber wußte, was diese Antwort zu bedeuten hatte: nicht bloß, daß die bestimmte Zeit tren das Feuer unterhalten worden im Ofen, sondern daß der Alte vorm Ofen, wie sie vorm Backtrog, allerlei gute Morgen Gedanken als ein Opfer auf die knisternden Flammen gelegt, denn er kannte und diente seinem Gott, und trug sein spärlich weißes Paar in Ehren. So sah die Bäuerin denn in behaglicher Ruhe die Brode in den Ofen schieben, bis sie dalagen in dichtem Kreise und als der Ofenblock sicher vorgestellt ward, da wußte sie's wohlverwahrt, in der Gewißheit weggehend, nach drei Stunden ihr Gebäck duftend und bräunlich herausziehen zu können.

Mittlerweile war's 5 Uhr geworden, und die Bäuerin dachte, es möge wohl Zeit sein, ihren Ehemann zu wecken, der, an Jahren seiner Frau weit voraus, sich Morgens wohl ein Stündchen längeren Schlafes gönnen mochte. Doch sah sie beim ersten Blick auf das Bett, daß ihr Alter bereits erwacht und mit stillen, klaren Augen und gefalteten Händen dalag, die weiß und blau gestreifte Nachtmühe lag vor ihm auf der Bettdecke, und ein Sonnenstrahl spielte ihm auf der hohen, kahlen Stirn. Sie machte sich stille am Tische etwas zu schaffen. Da schaute der Alte auch schon mit freundlichem Blick nach ihr hin und sagte:

„Mutter, hab' ich denn auch zu lange geschlafen? — die Sonne scheint ja schon so helle!“

„Na, guten Morgen, Vater!“ antwortete die Bäuerin; „es ist für Dich noch zeitig genug! Im Hause ist Alles gut im Gange, und das Brod haben wir eben in den Ofen geschoben. Du magst Dich nun anziehen; ich gehe, Dir den Kaffee zu holen!“

An dem Blick, den der Alte ihr nachsandte, und an der Fürsorglichkeit, womit die Frau ihm sein Frühstück bereitete, sah man's, daß die Beiden in Lieb' und Treu' einander eigen waren und trotz der Verschiedenheit der Jahre in einem glückseligen und gottgefälligen Ehestande zusammen lebten. Der Alte war freilich sehr einseitig, sehr trocken, sehr ledern, konnte wohl Stunden lang Abends im tiefsten Schweigen hinterm Ofen sitzen ohne ein anderes Lebenszeichen, als die mächtigen Rauchwolken, die seiner Pfeife entstiegen. Aus seiner Ruhe brachte ihn auch nichts, denn er hatte eine Art an sich, daß Keiner seinem Wort und Willen auch nur zu widersprechen gewagt hätte. Dabei war er so schlicht und einfach, daß er ernstlich protestirt hatte, als er zum ersten Mal ein seidenes Halstuch anlegen sollte, und hatte doch Hunderte, ja Tausende von Thalern auf Zinsen. Ins Wirthshaus ging er nie, höchstens einmal am Sonntagnachmittage zu seinen Verwandten oder Nachbarn; ins Gotteshaus an jedem zweiten Sonntag; im Frühling und



Herbst zum heiligen Abendmahl. Manche nannten ihn geizig; doch hätte dieser und jener arme Tagelöhner dagegen Zeugnis ablegen können, dem er in der Zeit der Noth hier ein Sümmchen und da wieder ein Sümmchen geliehen und keinen Zins dafür verlangt, und der weit ausgebreiteten Wohlthätigkeit seiner Frau setzte er keine Schranken, hatte auch eigenhändig in seiner Bibel das Wort unterstrichen: „Wer Almosen giebt, der leihet Gott!“ Manche nannten ihn auch rechtshaberisch und eigensinnig, denn was er einmal für Recht erkannte, davon brachte keine Vorstellung, keine noch so schlaue Ueberredung ihn ab; es war aber auch meist das Rechte. Seine Frau aber, die er geheirathet, als er schon über Vierzig war, während sie noch in den Zwanzigen stand, die trug er auf Herz und Händen, obgleich man so äußerlich nicht viel davon merkte; er war auch klug genug, jedesmal gleich herauszufühlen, wenn sie irgend etwas auf Umwegen erreichen wollte, wo sie auf geradem Wege seinen Widerspruch fürchtete, und ließ sie dann still gewähren, und gönnte ihr den heimlichen Triumph, als habe sie ihren Alten überlistet.

Wer in dies wohlthätige, reiche Hauswesen eintrat, wem die Bäuerin ihre Koffer und Kisten aufschloß mit den aufgehäuften Schätzen an Leinen und Betten, wem die Knechte und Mägde so fröhlich bei der Arbeit sah, wem vor Allem dieser Bäuerin zusah bei ihrem frischen heiteren Balten, der hätte wohl denken mögen, von dieser Schwelle seien Sorge und Kummer fern geblieben und der Kramerhof liege in ungetrübtem Freundschein eines gnädigen Gottes. Nun aber war's doch auch hier, wie in diesem Erdenleben überall: die Wolken fehlten nicht am Himmel und die Steine nicht auf dem Wege. Da hatte es lange wie eine Wolke über der Seele des Kramerbauern gestanden, daß seiner Ehe ein Sohn und Erbe versagt blieb, denn nur ein einzig Kind, und zwar eine Tochter, hatte sein Weib ihm geboren. Also der theure, von Großvater und Urgroßvater ererbte Besitz sollte nun auf einen andern Namen übergehen. Das war dem Alten lange wie eine Wolke gewesen, die einen dunklen Schatten über sein Leben warf. Die Frau hatte ihm das Alles nach fühlen können, wenn sie's auch in dem dankbaren Glück über ihr Töchterlein nicht so ganz mit fühlen konnte. Als aber diese Tochter nun heranwuchs, als sie aus der Schule kam, als sich bald Freierrleute einfanden und sie ihr ganzes Herz an den Einen unter diesen hing, dessen Weib sie auch schließlich ward, da kamen und zogen die Wolken über das Mutterherz. Wie man's ja manchmal hat, die Tochter war innerlich nicht wie die Mutter. Ohne besondere schlechte Eigenschaften zu haben, war sie der Welt sehr zugewandt, liebte schöne Kleider, Putz und Geschmeide, und bei der Wahl unter ihren Freiern hatte sie nicht das Herz angesehen, sondern das, was vor Augen war. Der Erwählte hatte einen großen Marschhof und war von Gestalt und Antlitz der stattlichste und schmuckste unter ihren Bewerbern. Auch dem Schwiegerjohn konnte man nichts Schlechtes nachsagen; er war eben von der neuen Sorte, konnte dabei ganz verständlich über Alles reden und hatte ein angenehmes, gewinnendes Wesen. Aber der innere Fond und Kern fehlte, es war kein inwendiger Herzensmensch in ihm, Alles Schaale, glatt, aber hohl. Das war die Wolke,

die über der Bäuerin Seele, ja über dem ganzen Kramerhofe hing, und wenn man die beiden Eheleute in einer stillen Feierstunde beobachtete, dann konnte man wohl den Schatten dieser Wolke in ihren Mienen sehen, obgleich sie nie darüber sprachen.

In der vollen, eifrigen Tagesarbeit stehend, war diese Wolke freilich wie unten am Horizont hinabgesunken, so auch an dem Tage, dessen Anfang das der Bäuerin so liebe Geschäft des Brodbackens gewesen. Während sie nun ihrem Eheherrn die zweite Tasse Kaffee eingoß, wozu er die von ihr eben gestopfte Morgenpfeife rauchte, blickte sie aus dem Fenster und rief aus:

„Sieh da! die Küsterhanne, und das in ihrem schwarzen Merinokleide! Was kann die heute auf dem Herzen haben?“

Bald klopfte es und die Genannte trat ein, sagte den Eheleuten mit ihrer rauhen Stimme den freundlichsten Morgengruß, und aus ihrem Benehmen mit der Bäuerin, wie sie deren Hand in ihrer Hand festhielt, konnte man's wohl merken, daß die beiden in einem innigen Bunde miteinander standen; es war auch ein Schutz- und Trugbündniß, — ein Schutzbündniß für alle unverschuldet Nothleidenden, für die Wöchnerinnen, die Kranken, die Bedrängten aller Art, — ein Trugbündniß gegen alle Schlechtigkeit, Bosheit, Faulheit, Verleumdung u. dgl. — Und die beiden ergänzten sich darin ganz vortrefflich: wo es zu schützen galt, da stand die Bäuerin vorne an, wo es zu trügen galt, die Küsterhanne.

„Nun, Mansell Hanne,“ sagte die Bäuerin, „was ist's denn? So früh schon im schwarzen Kleide!“

Mit dem Kleide hatte es nämlich die Bewand, daß es gewissermaßen die Antstracht der Hanne war, nicht bloß, wenn eine von ihren Kranken das heilige Abendmahl empfing und sie natürlich mit dabei sein mußte, oder wenn sie am Weihnachtsabend den Kindern bescheerte, sondern namentlich auch dann, wenn sie einem Irrenden und Sünder zurechtweisen wollte mit linden und sanftmüthigem Geiste.

„Ja,“ antwortete sie, „was ist's? Erfreuliches eben nicht!“ Und nun erzählte sie von dem, was sie am gestrigen Morgen bei den Wagner's erlebt: erzählte, wie sie das wüste Treiben und Singen am Abend gehört, und fügte hinzu, es thue ihr doch so bitterlich leid um die Frau und die armen, unschuldigen Kindlein; von dem Manne sei wohl leider nicht viel zu hoffen, aber die Frau sei doch von Hause aus anders gewesen und erst allmählig so tief herabgekommen, und das Lischen sei ihr ganzer Liebling, ein herziges Kind, sie könne es nicht ertragen, daß die reine, süße Kindesseele in all der Schlechtigkeit umkomme. Da wollte sie nun der Bäuerin vorschlagen, ob sie nicht gemeinsam etwas thun sollten mit Wort und Werk, um dem Jammer zu wehren. Das Nächste dürfte wohl sein, daß sie einmal zusammen hingingen, mit der Frau zu reden.

Die Bäuerin blickte auf die Uhr und sagte: „Ei, schon Sechs vorbei und die Wagner'n noch nicht hier! Sie war doch bestellt um fünf Uhr zum Waschen! Ja, Mansell Hanne, meinetwegen, da wollen wir doch einmal hingehen und sehen, woran's liegt!“

Die Kathe lag nämlich an einem Ende des Gras-

gartens und gehörte mit zum Kramerhofe; Wagner war des Bayern Miethsmann, hatte aber schon lange keine Miethe mehr bezahlt.

Die beiden Frauen gingen zusammen hin. Die Thür war noch verschlossen. Sie blickten durch's Fenster in die Stube. Das war denn aber kein erfreulicher Anblick, der sich ihnen darbot. Unter dem Tische lag noch immer Wagner, seinen Rausch ausschlafend. Die Tische und Stühle standen wild durcheinander geschoben, auf dem Fußboden lagen Cigarrenstümpfe, Tabackreste, Glascherben in unsauberer Mischung; die Wanduhr war stehen geblieben, denn Niemand hatte daran gedacht, sie aufzuziehen. Der traurigste Anblick aber, der den beiden Frauen einen Schrei des Entsetzens erpreßte, war noch etwas ganz Anderes: das kleinste, gestern getaufte Kind war aus dem Bett gefallen, die Mutter lag schwer athmend, durch die schlechte Luft wie betäubt, da, ihr einer Arm hing zum Bett hinaus, — das kleine Kind auf dem Boden. Merkwürdigerweise war auch ein Kissen herabgefallen, und des Kindes Kopf war glücklich auf diesem sanft gebettet worden.

„Wir müssen hinein,“ sagte Hanne, „das Kind könnte ja Schaden genommen haben! Ich will versuchen, ob die Küchenthür sich nicht öffnen läßt!“ Es ging; die Thür war nicht verschlossen. Die Frauen traten durch die Küche in die Stube, — aber welche Lust strömte ihnen entgegen! Daß die Schlafenden wie betäubt dalagen, war erklärlich. Die Bäuerin öffnete zuerst ein Fenster, während Hanne das Kind aufhob und zugleich die Mutter schüttelte. Sie schlug die Augen auf und suchte das Kind, — es war nicht da. Sie sah nicht, daß Hanne es im Arme hielt. Sie griff sich an den Kopf, sie hob die Bettdecke, — das Kind war nicht da. „Wo ist das Kind!“ schrie sie. Da legte Hanne es ihr auf's Bett und zeigte auf das am Boden liegende Kissen, wo noch der Eindruck des kleinen Kopfes zu sehen war. Die Frau rieb sich die Augen, sie blickte von Hanne zur Bäuerin, sie blickte auf die Uhr, auf ihren Mann, der sich eben mühselig vom Fußboden aufrichtete. Eine dunkle Röthe flog ihr über's Gesicht, sie schlug beide Hände vor die Augen.

„Wagner,“ sagte da die Bäuerin, „es ist gut, daß Sie sich noch schämen kann! Seit fünf Uhr erwarte ich Sie zur Wäsche, jetzt geht's auf Sieben! Mach Sie nur, daß Sie herauskommt, und wenn's Ihr darnach zu Muthe ist, komm' Sie nur herüber! — Ich denke, wir gehen!“ sagte sie dann, zu Hanne gewendet, mit einem Blick auf den Mann, der mit verglästen Augen vor sich hinstarrte, und mit schlaffen Gliedern auf einem Stuhl hing, „ich will hernach mit ihr reden.“

Eine Stunde später stand die Wagner auf dem Kramerhofe im Waschhause. Sie war sehr stille, die sonst so redselige Frau, und als eine der Mägde fragte, wie's denn gestern bei der Taufe zugegangen, ward sie verlegen und gab keine rechte Antwort. Nach dem Essen, als der Alte sein Schlafchen hielt, rief die Bäuerin sie in die grüne Stube, wo auch die Hanne'sch eingefunden, und es war der Frau, als stünde sie im Gericht. Ehe auch noch ein Wort gesprochen, fing sie schon an zu weinen und trocknete sich die Augen mit der Schürze. Beide Frauen, vor denen sie stand, hatten ihr und ihren Kindern viel Gutes gethan; es hätte ihr

nichts Schlimmeres widerfahren können, als daß gerade diese Beiden den Gräuel der Verwüstung sehen mußten.

„Wagnern,“ hub Hannu an, „es dauert uns von Herzen um Sie und ihre Kinder! Was soll doch daraus werden?“ und die Stimme hatte wirklich einen ganz weichen, sanften Klang, als sie so sprach.

Die Frau weinte immer fort und gab keine Antwort.

„Es wird nicht lange dauern, so seid Ihr auf der Armenkasse,“ fuhr Hannu fort, „und da Ihr hier bei uns nicht daheim seid, so werdet Ihr auf den Armentransport kommen!“

Die Wagner schrie laut auf und jammerte: „Ach, wir armen Menschen, was haben wir denn verschuldet, daß wir in solches Elend kommen mußten!“

„Was Ihr verschuldet habt?“ sagte da die Bäuerin. „Fragt Sie das ernstlich, Wagnern? Frag' Sie doch Ihr eigen Gewissen, das wird Ihr sagen, wie Sie leichtfertig darauf los gelebt, immer verzehrt, was Sie hatte, nie gespart und zusammengehalten, keinen Spaten und keine Nadel in die Hand nehmen mochte, wie der Verdienst Ihres Mannes bald zu klein ward und er sich an die Fabrikarbeit verkaufen mußte, um nur mehr baares Geld zu bekommen, wie er in schlechter Gesellschaft ein Säufer geworden und seine Gesundheit verloren hat! Wenn's Ihr wirklich Ernst ist, so muß Sie wieder arbeiten und beten lernen, denn das Rechte hat Sie ganz gewiß auch vergessen. Ihr lebt aus der Hand in den Mund, Ihr müßt lernen aus der Hand Gottes leben und das tägliche Brod von Ihm mit Dankfagung empfangen. Aus Gottes Hand leben wir Alle, reich und arm, und wer das nicht erkennt mit Dankfagung, der ist in Wahrheit arm, und ob er auch noch so reich wäre!“

Dabei hatte sie ihre Hand sanft der Wagner auf der Schulter gelegt und ihr mit tiefer Bewegung in die Augen gesehen. Die Frau gelobte nun ernstlich Besserung, und die beiden Frauen versprachen ihr freudlich beizustehen, daß sie ihr Geloben auch halte. Die gute Bäuerin auf dem Kramerhofe sollte es bald aus eigener Anschauung erfahren, wie wahr sie gesprochen, daß man auch mitten im Reichthum arm sei, wenn man nicht aus der Hand Gottes lebe mit Dankfagung.

### 3. Reich an Gut und arm in Gott.

Mitten in dem schönen Stück Walde, der zum Kramerhofe gehörte, stand eine mächtige, weit-schattende Buche, ein wahres Prachtstück in der Schöpfung des Herrn. Darunter saß manchmal der alte Bauer, nicht wie der Prophet Jona unter der Kürbisstaude, hadernd mit seinem Schöpfer, sondern voll Dank und Anbetung, voll sinnenden Ernstes und heilsamer Betrachtung. Hier brachte er die Angelegenheiten dieses zeitlichen und des ewigen Lebens mit seinem Gott in's Reine, und wußte kaum zu sagen, wo er größeren Segen von Oben empfangen, unter dem Gewölbe des Gotteshauses oder unter dem Gewölbe dieses Baumes. Er hatte schon ernstlich bei sich erwogen, ob es nicht angehen könne, daß der Fleck Erde durch priesterlichen Segen geweiht werde; dann könnte er sich keinen schöneren Ruheplatz denken, als unter dem breiten Gewölbe dieser Buche im stillen Walde. Auf diesen

Baum hatten schon oft Holzhändler das Auge geworfen, bisher aber hatte der Alte sich tapfer dagegen gewehrt, ihn zu verkaufen. In letzterer Zeit hatte man den Baum wieder kaufen wollen, um ihn zu einer Mühlenwelle zu verarbeiten, und einen sehr hohen Preis dafür geboten. Der Schwieger-sohn und die Tochter hatten aus Leibeskräften zugerathen: der Baum sei alt und es dauere nicht lange, so stehe er auf Schaden. Der Bauer hatte nichts erwidert, bei sich selbst aber simulirte er so: am Ende sei's doch nur eine Liebhaberei von ihm, und ob's auch recht sei, deshalb den Kauf auszusprechen, man müsse sich hier in der Welt ja doch trennen von Allem, was man lieb habe, — und so entschloß sich das alte, tapfere Herz, den Baum drauzugeben. — Der Tag kam, an dem er gefällt werden sollte. Das hatte der Bauer aber nicht ansehen können und war den ganzen Tag noch schweigsamer gewesen, als sonst. Der Tag kam auch, an dem der Baum weggeführt werden sollte; da sagte der Bauer zu seiner Frau: „Komm', Mutter, wir wollen ihm das Geleite geben!“ Die verstand ihren Alten, band eine reine Schürze vor, und so erwarteten sie die mächtige Baumleiche, die von sechs Pferden durch's Dorf gezogen ward. Dann gingen sie langsam hinterher, zum Erstaunen der fremden Fuhrleute, Hand in Hand, und gaben ein tüchtig Stück Weges das Geleite. Endlich sagte der Alte: „Nun ist's genug!“ Sie standen noch, so lange sie den Baum sehen konnten, dann lehrten sie wieder langsam um. Besprochen ward gar nicht, aber gedacht desto mehr.\*

In dieser ernsten Stimmung traf sie der Schwieger-sohn, der mittlerweile angekommen und daheim sie erwartete. Die Tochter erwartete in Bälde ihre erste Niederkunft und ließ nun freundlich bitten, ob Mutter nicht auf zwei oder drei Tage herüberkäme, sie habe so Mancherlei mit ihr zu besprechen. Das war nun ein eigen Ding. Wohl hatte die Bäuerin dem Kinde versprochen, sofort zu kommen, wenn sie ihre Stunde herannahen fühlte, — nun aber noch einmal vorher zu kommen, das war ihr nicht so ganz recht, denn sie hatte das Gefühl, der Kramerhof könne so recht nicht bestehen, wenn sie abwesend, namentlich auch besorgte sie, daß es ihrem Alten nicht recht sein würde. Man sah's ihr an, daß sie mit einem Entschluß kämpfte und nicht wußte, ob sie Ja oder Nein sagen sollte. Sie blickte auf ihren Eheherrn. Der war noch inwendig ganz weich von all den Gedanken, die ihm eben durch's Herz gegangen hinter dem gefällten Baume, sagte daher:

„Geh' nur mit, Mutter, wir wollen schon fertig werden die paar Tage ohne Dich! Das Kind hat auch ein Recht an das Mutterherz, an mütterlichen Rath und Trost in solcher ernsten Zeit. Geh' nur in Gottes Namen mit!“

Da war denn die Bäuerin auch bereit. Nachdem man gegessen, packte sie Mancherlei zusammen, was sie als baldige Großmutter schuldig zu sein glaubte, — es ward angespannt und nach einem festen Händedruck, den sie mit dem Alten wechselte, stieg sie rüstig auf den Wagen. Die Pferde wollten schon anziehen; da ließ sie aber noch den Daniel rufen, daß er doch ja die scheckige Kuh gut abwartete, die kürzlich gefalbt, und als sie gerade zum Thor hinausfahren wollten, mußte noch ein-

\*) Eine wahre Geschichte.

mal angehalten werden, um der Großmagd an's Herz zu legen, daß sie das Leinen doch ja nicht Nachts auf der Bleiche liegen lasse. — Endlich ging's fort. Der Alte ging schmunzelnd und mit leisem Kopfschütteln in's Haus zurück.

(Fortsetzung folgt.)

### Das „Wie“.

Es ist nöthig den gläubigen Christen zu sagen, was es im Reiche Christi zu thun gibt und daß der Herr des Reiches aus Gnaden sie zu Werkzeugen und Handlangern seiner Gnade machen will. Es ist nicht minder wichtig und nöthig uns deutlich zu machen, wie wir das, was uns zu thun auferlegt ist, vollbringen sollen. Da wir nun unsern lieben Glaubensgenossen vor etlicher Zeit aufgezählt haben, was wir in Minnesota zu thun haben, wollen wir nun in Folgendem auch darüber etwas sagen, wie es wohl gethan werden sollte. Viele Dinge können nämlich gethan werden, die den Schein rechter Glaubenswerke haben und sind es in Gottes Augen doch nicht. Ananias und Saphira brachten einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens und legten ihn zu der Apostel Füßen. Ihr Werk gefiel Gott aber so übel, daß er sie, zu einem warnenden Exempel für alle Zeiten, die Pharisäer gaben auch viele Almosen. Der Herr Jesus findet aber nichts Lobenswerthes in ihrem Thun, urtheilt vielmehr: „Sie haben ihren Lohn dahin.“ Im vorjährigen Synodal-Bericht (der Minnesota-Synode) wird daher wiederholt darauf hingewiesen, daß die lutherische Kirche kein geschreibrisches Dringen auf gute Werke billigen könne und nur dann sich über solche freue, wenn sie aus der Erkenntnis des seligen Evangelii herauswachsen, wie die gesunde Frucht aus dem gesunden Baum. So gewiß es daher ist, daß Derjenige kein wahrer Christ sein kann, der sein Herz hart und seine Hand geschlossen hält gegen die Noth und Arbeit der Kirche Gottes, ebenso gewiß ist es, daß ein solcher nur zur heilsamen Aenderung seines Sinnes durch die frohe Botschaft von den unvergleichlich hohen Gaben Gottes an die sündige Menschheit gebracht werden kann. Wenn dies Wort: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab“ zum Licht und Trost seines Herzens geworden ist, so daß er weiß, daß Himmel und Erde ihn nicht erfreuen könnten, wenn diese Gabe Gottes ihm nicht geworden wäre, dem wird das Geben für Gottes Reich und Sache auch immer leichter, ja seliger werden. Ein solcher Christ wird aber an seinem Thun, Leiden und Geben immer weniger etwas Verdrießliches sehen, dessen er sich zu rühmen hätte; er wird vielmehr Gott danken lernen, daß auch er, der von Natur verdammte Sünder, Handlangerdienste zum Heil seiner „Brüder nach dem Fleische“ thun darf.

„Gezwungen Werk ist Gott leid,“ aber Werke, Leiden, Gaben, die aus Liebe zu Ihm, der uns zuerst geliebt hat, fließen, sind Ihm eine Ehre und Freude. Er will solche Werke nicht vergessen und hätten sie auch nur die geringfügige Gestalt eines Bechers kalten Wassers. Solche Christenwerke preisen seinen Namen, denn sie zeugen von dem hohen Gnadenwerk seines heiligen Geistes in der Seele des zu allem Guten erstorbenen Menschen.



und reizen auch andere zu gleichen Werken der Liebe und Barmherzigkeit. Darum „nicht mit Unwillen oder aus Zwang.“

Hätte nun der Christ nicht mit dem „alten Adam“ zu kämpfen, der von „der Erde irdisch ist“ und dem Willen Gottes immer hindernd in den Weg tritt, so brauchte er nie zu der Beweissung seines Glaubens ermahnet und angeleitet zu werden. Diese ihm anhängende böse Natur aber macht es z. B. zur Nothwendigkeit, daß er sich aus Gottes Wort treiben lassen muß „zu wirken so lange es Tag ist.“ Ach, wie mancher hat im Sinn, Gottes Werk kräftig fördern zu helfen, aber läßt sich stets zurückhalten, durch rein irdische Rücksichten. Der eine will nicht eher etwas thun als bis seine Schulden bezahlt sind, der andere, bis er einen gewissen Wohlstand erreicht hat, ein dritter bis er diese und jene Speculation glücklich zu Ende geführt u. s. w. Alle diese beschwichtigen ihr Gewissen mit betrügerischen Gründen. „So lange es Tag ist,“ d. h. so lange du lebst. Da nun kein Mensch einen Freibrief besitzt, der ihm die Gewissheit eines langen Lebens sichert, so darf ein Christ nicht auf morgen verschieben, was er heute zu thun findet. Auch auf das Christenleben darf angewendet werden, was von der Ergreifung des Heils gesagt wird: „Heute, so ihr seine Stimme höret, verstocket eure Herzen nicht.“

Schreiber dieses kann seinen Mitbrüdern in Minnesota auch wiederholt versichern, daß ich Fleiß und Hülfe Noth thut. Jetzt wollen unsere Verbindlichkeiten erfüllt sein, nicht erst nach einem oder zwei Jahren.

Hätte der Christ nicht mit dem „alten Adam“ zu kämpfen, so bedürfte er auch der Ermahnung nicht „reichlich zu geben“. Dieser böse Feind hat das Feilschen in die Mode gebracht, nämlich die stets verkehrt ausfallende Berechnung: „Kann ich es nicht mit Wenigerem abmachen?“ Mancher Thaler ist schon wieder zurück gewandert in den Kerker der Unfruchtbarkeit, weil der „alte Adam“ dem Christen es deutlich machte, daß ein halber oder ein viertel Thaler auch genug sei — von den Centen des heuchlerischen Geizes gar nicht zu reden. — Derselbe Christ aber fand es vielleicht in der nächsten Stunde nicht zuviel, für ein einziges unnützes Stück Luxus Duzende von Thalern hinzulegen — wiederum von den unnützen überladenen Gastereien, denen auch Christen sich hingeben und die viel verschlingen gar nicht zu reden. — Nun siehe! „Wer kärglich säet, wird auch kärglich ernten, wer aber säet im Segen, wird auch ernten im Segen.“ „Lasset uns aber Gutes thun und nicht müde werden, denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören.“ Das „kärglich Säen“, das „Müde werden“ so vieler Christen ist die Ursache, warum die Werke und die Arbeit des Reiches Gottes in so araufeliger Weise gethan werden müssen. Und — damit ich noch eine niederbeugende Erfahrung ausspreche — weil so viele Christen weltförmig leben wollen, in Kleidern, Reichwerden, Speculiren, im Essen und Trinken u. s. w. — darum haben sie so wenig übrig für die Güter, die „nicht von Motten und Rost gefressen werden und denen die Diebe nicht nachgraben, noch stehlen.“ Das sollte aber nicht so sein. Das und vieles andere mehr, lasset uns zu Herzen nehmen, ihr lieben Gotteskinder, die ihr vom lieben himmlischen Vater nicht nur alle

irdischen Güter, sondern durch Christi Blut und bitteren Tod auch den seligen Himmel mit all seinen Schätzen und Freuden begehrt und lasset uns zuletzt in der Frage nach dem „Wie“ das Wichtigste nicht vergessen, nämlich die redliche Bekämpfung des faulen, geizigen und unter Umständen auch verschwenderischen „alten Adams“, in dem ihr ja wohl wißt, daß aus dieser Wurzel noch nie etwas Gutes, sondern nur Böses hervorgeproßt ist. Gott aber segne euch mit himmlischen Gütern in Christo Jesu. Amen. S.

(Für's Gem. Bl. von U.)

Franz Heinrich Kleinschmidt.

Ein Missionarsleben aus Süd-Afrika.

Nach den Berichten der Rheinischen Mission.

(Fortsetzung.)

Bei Jonker Afrikaner.

Nach der einstimmigen Ansicht aller Reisenden und Missionare in Süd-Afrika ist Jonkers Platz der schönste Punkt in Süd-West-Afrika. Er liegt schön am Abhang eines Berges, dessen Gipfel kahlfund, wogegen sein Fuß von herrlichen Mimosen-Gruppen geschmückt ist, durch die ein Nebenfluß des Zwachaub sich hinschlängelt. Ringsum ist der Platz von Bergen begrenzt. Drei bis vier Quellen liefern Wasservorrath zur Genüge. Die Eingebornen haben Gärten, in denen sie fast alle Arten Gemüse bauen, das zum Theil sehr gut gedeiht. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar, namentlich für Tabakbau sehr geeignet.

Jonker Afrikaner, der Orlam-Häuptling, ist ein in der Missionsgeschichte bekannter Name. Vor etwa 36 Jahren befanden sich die Orlams, ein Bastard-Pottentottenstamm, in der Nähe des Orange-Flusses und Jonker war ein Häuptling zweiten Ranges unter ihnen. Sein Vater Jager, später Christian Afrikaner, wurde durch Moffat bekehrt und Jonker als Knabe getauft. Nach des Vaters Tode wurde Jonker Capitain, obwohl noch ein älterer Bruder lebte. Jonker war ganz der Mann dazu, er besaß einen scharfen Verstand, practischen Blick und große Energie, gepaart mit diplomatischer Gewandtheit. Doch trennte sich ein Theil seines Stammes von ihm, der seinen Bruder als Häuptling anerkannte. Jonker hob seinen Stamm auf alle Weise, machte seine Leute beritten und bewaffnete sie mit Gewehren, so daß er bald der gefürchtetste Pottentotten-Häuptling war. Um Jahr 1835 oder 1836 wurde Jonker von den nördlicher wohnenden Namaquas zur Hülfe gegen die Hereros gerufen. Jonker kam, griff mit den anderen Namaqua-Stämmen vereint die Hereros an und besetzte sie. Die Hereros waren ein reiches Hirtenvolk mit theilweise ungeheuren Heerden. Dies reizte Jonkers Habgier. Er fiel nun öfters die Hereros an, nahm ihnen ihr Vieh weg und trieb sie immer weiter nach Norden. Eine ansehnliche Zahl Namaquas, welche zerstreut im Herero-Gebiet wohnten, unterwarfen sich ihm willig und vergrößerten seinen Stamm. Sein Gebiet erstreckte sich fast bis zur Wallfischbay und er war unbestritten der mächtigste Häuptling weit und breit. Das reizte aber die andern Häuptlinge; besonders wurde Willem Swartkooi, der Häuptling von Rehoboth,

sein unverzöhnlicher Nebenbuhler. Auch Dastib, der Häuptling des rothen Volks, sah scharf zu Jonkers Machtzuwachs. Sein Stamm war früher der mächtigste gewesen und hatte die Führerschaft über das ganze Namaquavolk gehabt. Indes hinderte ihn beide nicht an seinen wiederholten Einfällen in das Hereroland. Tausende von Ochsen und Schafen wurden nach einem solchen Einfall durch Namaqualand nach der Colonie getrieben und dort verkauft. Diese aufeinanderfolgenden Heerden zogen gar bald die Aufmerksamkeit verkommener Subjekte am Cap auf sich, und so kam der Abschaum der colonialen weißen Bewohner nach dem Norden Süd-Afrika's.

So standen die Sachen, als Kleinschmidt mit Jan Bam auf Windhoek, oder Jonker's Platz, ankam; er überreichte Schmelen's Empfehlungsbrief an Jonker und wurde freundlich aufgenommen. Am 9. Dezember traf auch Hugo Hahn auf Windhoek ein. Jonker hatte ihm mit 2 Spannen Ochsen geholfen. Sie theilten sich nur in die Arbeit: Kleinschmidt leitete die Männerschule, Frau Kleinschmidt die Frauenschule, Hahn und Bam die Kinderschule. Der Eifer von Jung und Alt war außerordentlich groß. Eine Kirche „ziemlich massiv“ stand bereits auf Windhoek, aber obwohl sie 500—600 Menschen faßte, war sie jetzt viel zu klein. Kleinschmidt und Hugo Hahn predigten abwechselnd und auch Jonker selbst hielt Vorträge. In diesem waren die religiösen Erinnerungen seiner Jugendzeit wieder lebendig geworden. Auch Schmelen's Vorstellungen waren nicht ohne Eindruck geblieben; es war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Um seinen Missionaren zu zeigen, daß er etwas von dem „Frieden auf Erden“ hielt, von dem die Engel in der Christnacht sangen, schickte Jonker einige gefangene Hererofrauen reichlich beschenkt mit dem Anerbieten des Friedens in ihre Heimath. Sonnabend den 24. December 1842 gegen Mitternacht erhob sich plötzlich ein Geschrei auf Windhoek, und großer Jubel. Jan Bam kam in die Hütte der Missionare gestürmt und rief: „Die Hereros sind da, die Hereros sind da! Es ist Friede, es ist Friede.“ Wie er gekommen, so stürmte er wieder fort auf des Capitains Haus zu, die Brüder ihm nach. Da saßen 3 Hereros, 2 Männer und eine Frau. Alles drängte sich mit lautem Jubel an sie heran, jedes will der Erste sein, ihnen die Hand zu schütteln. Unsere Brüder weinten vor Freuden, der kleine Jakobus Clonte sagte zum Vater: „O Vater, wie kann doch der Herr Jesus so wunderbarlich erhören.“ Die Hereros waren gekommen um zu fragen, ob es Jonker Ernst wäre mit dem Frieden. Wenn das wäre, dann solle er seinen Trinkbecher, aus dem er selbst trinke, eine eiserne Schüssel, ein Messer u. s. schicken, dann würde der Herero-Häuptling selbst kommen und Gegengeschenke bringen. „Nie, nie,“ schreibt Hahn, „habe ich eine solche Christnacht erlebt.“ Am ersten Feiertage war nun große Freude auf Windhoek. Die Kirche war in den drei Gottesdiensten gedrängt voll. Gegen Abend luden die Brüder Jonker mit seinen vornehmsten Räten, die drei Friedensboten der Hereros und eine Vollmetscherin zu einer Tasse Kaffee und Kuchen von Wehl, Milch und Fett bereitet, ein. Aber es war eine mühselige Unterhaltung, weil aus dem Holländischen erst in's Nama und dann in die Herero-Sprache übersetzt werden mußte.

Aber unsere Brüder hörten genug um von Herzen fröhlich zu sein: unter den Hereros sei allgemeines Verlangen nach Frieden; der Häuptling, der sie gesandt, sei der mächtigste seines Volkes u. s. w. Reich beschenkt zog die Friedensgesandtschaft von dannen. Der eine der beiden Männer, ein Herero-Jüngling mit ganz europäischer Gesichtsbildung, legte Hahn und Bam beim Abschied die Hand auf die Brust, dann wies er auf Kleinschmidt, der etwas weiter stand, und zeigte nach seinem Lande, um anzudeuten, daß die Missionare kommen möchten. Wie gerne wären die Brüder gezogen, aber Jonker ließ es nicht zu. Anfang Januar 1843 kam denn auch der Herero-Häuptling, dessen Gesandte vordem da waren, nach Windhoek, um Frieden zu machen. Die Missionare bewunderten den riesenhaften Häuptling mit seinen langen bis auf die Schulter hängenden Haaren, die von Fett und rothem Ocker gleich langen Stricken zusammen gefleht waren. Kaum war dieser Kapitän weg, so kam ein ganzer Zug von 60 Männern und Frauen an. Am folgenden Tag blieben sie zum Gottesdienst; Jonker selbst hielt eine Ansprache in der Kirche. Wie mag den armen Hereros zu Muthe gewesen sein, als sie ihren ehemaligen Todfeind als Friedensverkündiger im Gotteshause hörten. So war denn der Friede zu Stande gekommen, eine Epoche in der Missionsgeschichte Süd-West-Afrika's.

(Fortsetzung folgt.)

## Kirchliche Chronik.

In Milwaukee beabsichtigen Mitglieder der verschiedenen dortigen deutschen protestantischen Gemeinden eine von christlichem Standpunkte aus redigirte täglich erscheinende politische Zeitung zu gründen. Wir begrüßen ein solches Unternehmen mit Freuden und wünschen von Herzen, daß dasselbe gelingen möge. Schon längst war ein derartiges Blatt Bedürfnis. Es ist auch schon viel von der Gründung eines solchen in andern Städten die Rede gewesen, aber so weit wir wissen bisher immer ohne den wünschenswerthen Erfolg.

Obwohl nun Milwaukee schon drei tägliche deutsche Zeitungen hat, so glauben wir dennoch, daß dasselbe vorzugsweise ein günstiger Platz für ein solches Unternehmen ist. Nicht leicht wird man anderswo in der Union eine so große Zahl kirchlicher Deutschen treffen als dort, wo die lutherische Kirche allein zehn meistens große Gemeinden zählt. Zudem zeichnet sich ja die deutsche Bevölkerung Milwaukee's vor mancher andern Stadt durch ihre verhältnismäßig große Bildung und Solidität aus. So möchten sich wohl das nöthige Interesse und die erforderlichen Arbeitskräfte finden. Aber freilich schwierig bleibt die Sache immerhin. Diese Schwierigkeiten sollte man ja von vornherein nicht unterschätzen, sondern gehörig in's Auge fassen, damit sie überwunden werden können.

Wir meinen es müsse, wie es zweierlei Reich in der Welt giebt, nämlich Gottes Reich und den weltlichen Staat, so auch zweierlei Blätter geben: kirchliche und politische Zeitungen. Diese beiden Arten von Zeitungen müssen aber streng geschieden sein, wie die beiden Reiche, für deren Bestes sie wirken, so daß die kirchlichen Zeitschriften aus-

schließlich dem Reiche Gottes dienen und sich durchaus nicht um Politik bekümmern, die politischen Blätter aber sich von Fragen der kirchlichen Lehre gänzlich ferne halten. Wo die beiden Dinge zusammengemischt werden, da müssen sich üble Folgen einstellen. Weil nun so eine weltliche Zeitung mit rein kirchlichen Dingen gar nichts zu schaffen hat, so ist es nicht nur erlaubt, sondern auch dringend wünschenswerth, daß in der Unterstützung derselben alle Leute, die noch Christen sein wollen, ja denen es noch Ernst ist mit den Heiligen Zehn Geboten, zusammengehen. Wenn daher gesagt wird, es sollte das Blatt von christlichem Standpunkte geschrieben werden, so wäre darunter nicht zu verstehen, daß dasselbe die Lehre des Christenthums verbreiten sollte. Das ließe sich auch gar nicht durchführen. Denn dann wollte der Methodist seine Lehre verbreitet haben, der Reformirte die seinige, und so kämen wir zuletzt zu einer Unions-Religion, wie sie das Amerikanische Tractathaus hat, oder gar zu einer ganz neuen, eigens gemachten, christlichen Zeitungs-Religion, wie sie jetzt mit Gespenstern und Todtenerscheinungen der Allentowner „Weltbote“ für seine Leser zurecht macht. In beiden Fällen würde das zu gründende Blatt weder bei erkenntnißreichen Christen, noch bei verständig denkenden Weltleuten Beifall finden und könnte deshalb wie alles unionistische Wesen höchstens kümmerlich im Meere der Verschwommenheit fortkommen. Es müßte sich darum der christliche Character der Zeitung in der Hauptsache ungefähr auf die folgenden Punkte zurückführen lassen:

Erstlich stellte sich das Blatt auf die Heiligen Zehn Gebote, die ja jedem Menschen ins Gewissen geschrieben sind, und bemäße danach seine Politik, nicht aber nach den Sagenen und Geboten irgend einer politischen Partei. Es träte also in allen Dingen für eine wirklich reine Moral entschieden in die Schranken. Zweitens, zu den verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften nähme das Blatt eine unparteiische, aber freundliche Stellung ein, und zwar so, daß es sich aller Einmischung in das eigentlich kirchliche Gebiet enthielte und nur Nachrichten u. s. w. über kirchliche Vorgänge brächte, so weit sie von allgemeinem Interesse sind, aber sich jedes Urtheils darüber begäbe als einer Sache, die nur durch Handhabung von Gottes Wort zu erledigen ist und darum in die Kirchenblätter gehört. Drittens dürfte selbstverständlich nichts aufgenommen werden, was der Kirche feindlich wäre oder den Wahrheiten der Heiligen Schrift widerspräche. Viertens, wenn das Christenthum im Allgemeinen vertheidigt werden sollte, so könnte das nur von dem Standpunkte der Moral aus geschehen, indem man z. B. auf die äußerlichen Segnungen der Kirche, ihre Förderung der Sittlichkeit und Bildung u. s. w. hinwies.

Ein solches Blatt wäre alles, was wir brauchen, und würde nicht nur einem offenbaren Bedürfnis zahlreicher christlichen Familien abhelfen, sondern könnte auch zum großen Segen für unser Land werden. Man sehe doch einmal an, wie die meisten Zeitungen beschaffen sind. Statt für Recht und Wahrheit einzutreten, verkaufen sie sich der einen oder andern Partei und gehen nun mit derselben durch Dick und Dünn, indem sie weiß schwarz und schwarz weiß machen. Dazu bringen sie Nachrichten über Mordthaten, Diebstähle, Ehebruch und

andere Laster in einer Weise und Fülle, daß durch das tägliche Lesen derselben das sittliche Gefühl geradezu abgestumpft und todgeschlagen werden muß — gänzlich zu schweigen von dem Anpreisen von allerlei schändlichen Geheimmitteln u. s. w. Es muß ja ein Vater sich sorgfältig hüten, dergleichen Blätter im Hause liegen zu lassen, wenn er seine Kinder nicht muthwillig verdorben haben will. Was wäre es da für ein Segen, wenn man ein Blatt hätte, das man ruhig auch in den Händen Halberwachsener und der Kinder sehen könnte. Ferner ist es denn nicht endlich einmal Zeit, dem Heere schlechter Beamten und Parteipolitiker, die unser gesegnetes Land mit aller Macht zu Grunde zu richten sich bemühen, die Wahrheit zu sagen? Sollen wir es denn als Bürger dieser Republik ruhig mit ansehen, daß man ein Gut des Volkes nach dem andern, ein Stück alter Rechtschaffenheit nach dem andern dem großen Gotte Mammon zum Opfer hinwirft? Daß man die Armen unterdrückt und ihnen das Recht nimmt, während reiche Schurken straflos ausgehen und Gericht und Gerechtigkeit verspotten? Hier könnte eine ordentliche, anständige, auf bürgerliche Rechtschaffenheit haltende Zeitung Vieles thun. Von wem soll aber die Besetzung ausgehen? Viele brave Leute, die leider keine sonderlichen Christen sind, werden ein solches Unternehmen mit Freuden begrüßen und sich um dasselbe scharen, aber in's Leben rufen können sie es nicht. Das muß von den Christen geschehen, zwar nicht als Christen, aber in ihrer Eigenschaft als Bürger. Heißt es doch auch hier: Ihr seid das Salz der Erde. So aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Möge es den Gemeindegliedern zu Milwaukee gelingen, ihr so überaus nütliches Vorhaben bald und auf rechte Weise in's Leben zu rufen, und mögen sie auch überall die wünschenswerthe Mitwirkung finden, damit der Bestand des Unternehmens für die Dauer gesichert werde. E.

Daß es in unserm an Secten reichen Amerika auch eine Secte giebt, die sich die „Kirche Gottes“ nennt, wird wohl den meisten unserer Leser unbekannt sein. Ebensovienig werden sie wissen, daß diese Secte auch ein Kirchenblatt hat, der „Kundschafter“ genannt, das von einem gewissen Rev. Weishampel redigirt wird. Die häuslichen Verhältnisse dieses Rev. Weishampel scheinen ihm jedoch manchmal in der Herausgabe seines Blattes Schwierigkeiten zu bereiten; denn so schreibt er selbst in einer der letzten Nummern des „Kundschafters“: „Wegen der Abwesenheit unsers Weibes, einmal nach Baltimore und das andremal nach Philadelphia, während des verfloffenen Monats, während welcher Zeit wir schön daheim blieben und ihrem kleinen Stohr abwarteten, und dann während der zwei Feiertagswochen wir ihr in ihrem Geschäft helfen mußten, wie ein rechtschaffener Mann thun muß, wie ihr Alle wißt, so konnten wir den Kundschafter nicht vor Weihuachten herausgeben, wie wir früher im Sinne hatten.“ Frau Weishampel soll aber einen Pukladen haben, und muß sich das vortrefflich ausnehmen, wenn der Reverend, der am Sonntag von der Kanzel gegen alle Weltförmigkeit predigt, in der Woche für seine Frau Hüte, Spitzen, Bänder, Reisröcke und wohl auch Chignons den Damen verkauft. Uebrigens



scheint ihm auch der „Kundschafter“ wenig abzuwerfen, denn an einem andern Orte beklagt sich der Herausgeber über die schlechte Unterstützung des Blattes und sagt: „Unsre gutherzige Frau stellt sich gegen diese Verrichtung der so schlechtbelohnten Arbeit, und fordert entweder eine bessere Unterstützung der Zeitung oder die Einstellung derselben am Ende des vierten Bandes. Wir stehen hier in einer Verlegenheit, aus welcher unsre Subscribenten uns erretten können.“ So ist denn Gefahr, wenn die Subscribenten nicht bald zur Hülfe kommen oder die Gutherzigkeit der Frau Weishampel nicht noch ein wenig länger vorhält, daß der „Kundschafter“ eines natürlichen Todes stirbt. Sollte das aber geschehen, so glauben wir, wird die wahre Kirche Gottes dadurch gerade keinen Schaden leiden. Z.

Der Synodal-Bericht der vereinigten luth. Synoden von New-York und New-Jersey ist uns zugegangen. Präsident Pohlmann, der selbst in seinen alten Tagen von seiner Gemeinde entlassen wurde, um einem jüngeren Manne Platz zu machen, klagt in seinem Präsidial-Berichte: „Es ist kein Mangel an solchen Pastoren, die in jeder Beziehung wohl befähigt sind, im Heiligthum zu dienen; aber leider finden bei vielen vacanten Gemeinden graue Haare und eine gefurchte Stirn keine Gunst, und unsere theologischen Anstalten liefern nicht in genügender, den Bedarf befriedigender Anzahl Candidaten mit glatterem Gesicht und unversilberten Locken. Sollten wir nicht unter diesen Umständen zu unserm Gebet, daß der Herr mehr Arbeiter in seinen Weinberg senden wolle, die Bitte hinzufügen, Gott wolle aus Erbarmen gegen die betagten, die des Tages Last und Hitze getragen haben, dieselben gnädiglich in sein Heiligthum drücken emporrücken, weil die Gemeinden ihrer nicht länger auf Erden bedürfen?“ Angesichts dieses in der General-Synode fürchtbar grassirenden Uebels mag wohl dieser beißende Spott gerechtfertigt erscheinen; aber möchten sich doch die Herren Pastoren auch fragen, wer an diesen schrecklichen Zuständen die Schuld trägt. Warum sind denn die Gemeinden nicht anders unterrichtet und aus Gottes Wort belehrt worden? Wenn den Gemeinden doch einmal leeres Stroh vorgedroschen werden soll, so darf man sich nicht wundern, wenn sie verlangen, daß wenigstens die Maschine, die es ihnen drischt, polirt und glänzend ist. Z.

Nachdem Victor Emanuel von der Stadt Rom Besitz genommen hatte, wurden eine Anzahl evangelischer Schulen in der Stadt gegründet, wo bisher der Papst allen evangelischen Unterricht und Gottesdienst streng verboten hatte. Die erste dieser Schule war die von den Waldensern im September 1870 mit 6 Kindern eröffnete, die aber Anfangs December vorigen Jahres schon 90 Schüler zählte. Eine andere von einer Amerikanerin, Mrs. Gould, gegründet wurde im März 1871 mit 3 Kindern angefangen, zählte aber schon nach einem Jahre 100 und stieg bis auf 180 Schüler. Neben diesen gab es noch vier andere Schulen, alle für Kinder armer Leute, in denen dieselben den ganzen Tag unter Aufsicht gehalten wurden und wo ihnen auch Mittags eine kräftige Suppe verabreicht wurde. Diese letztgenannten vier Armenthulen sind nun

am letzten 3. December ohne jede vorhergehende Anzeige von der Polizei geschlossen worden, indem die Municipalgarde gerade als die Kinder beim Essen waren, eintrat und den Lehrern den Befehl des oberen Schulrathes mittheilte und den Kindern befahl, das Local zu verlassen. Es scheint demnach, als ob die italienische Regierung dem Papst in solchen Dingen gern zu Gefallen ist, wobei sie nichts zu verlieren oder zu gewinnen hat. Seine Klöster nimmt sie ihm wohl weg und läßt ihre nicht unbeträchtlichen Einkünfte in den Staatskassas fließen; dagegen sucht sie ihn wieder durch Unterstützung evangelischer Schulen zu bekänstigen. Es ist dies aber eine falsche und unglückliche Politik, dabei man sich zwischen zwei Stühle setzt. Z.

In der „Kölnischen Zeitung“ vom 8. November findet sich der Wiederabdruck eines Erlasses König Friedrichs des Zweiten, des sogenannten „alten Fritz“, vom 11. December des Jahres 1779. Nachdem nämlich drei Kammergerichts-Räthe ein parteiisches ungerechtes Urtheil gesprochen hatten, hielt dieser König in jenem Erlass ihnen und allen Richtern seines Landes unter Anderem Folgendes vor:

„Sie müssen wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, ebensowohl ein Mensch ist, wie Seine Majestät sind, und dem alle Justiz muß wiederfahren werden, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind; es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich. Und bei solchen Gelegenheiten muß nur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. Darnach mögen sich die Justiz-Collegia (Gerichts-Behörden) in allen Provinzen nur zu richten haben; und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehen der Person und des Standes gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen: so sollen sie es mit Seiner königlichen Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebsbande; vor die kann man sich schützen, aber vor Schelme, die den Mantel der Justiz (des Richteramtes) gebrauchen, um ihre üblen Passiones (Leidenschaften) auszuführen, vor die kann sich kein Mensch hüten; die sind ärger, wie die größten Spießbuben, die in der Welt sind, und meritiren (verdienen) eine doppelte Bestrafung.“

Indem wir Obiges aus dem „Lutheraner“ entnehmen, möchten wir hinzufügen: Wenn sich doch Alle, die in unserem Lande zu urtheilen und zu richten haben, nicht allein in weltlichen Händen, sondern auch in kirchlichen und Gemeinde-Streitigkeiten dies merken wollten! Wir sind leider selbst schon mehrmals Zeuge gewesen, wie auch in kirchlichen Gerichten von zwar vielleicht nicht böswilligen, aber nach ihrer vorgefaßten Meinung und ihren Leidenschaften entscheidenden Richtern die himmelschreiendsten Dinge verübt worden sind. Möge doch ein Jeder, der zu dem schweren Amte eines Richters berufen wird, die hohe Verantwortlichkeit seiner Stellung bedenken und sich zehnmal besinnen, ehe er ein Urtheil fällt oder fällen hilft, welches später doch nicht bestehen kann. Gott vergiebt ja Leuten, die später wahrhaft bußfertig sind, auch solche schreckliche Sünden, aber die Folgen

derselben lassen sich oft für lange Zeit, ja für die Ewigkeit nicht aufheben. „Wer den Gerechten verdammt, der ist dem Herrn ein Greuel.“ E.

Die Elberfelder Zeitung vom 1. October 1872 enthält folgende interessante Notiz: „Frömmere Kegelspieler als die auf dem ehemals d'Este'schen Gute Buchheim im Salzburg'schen angeseidelten Redemptoristen (ein römischer Mönchs-Orden) sind wohl nicht zu finden. Die würdigen Herren Patres verwenden nämlich als Einsatz beim Kegelspiel — Ave Maria's und zwar muß der Verlierende, wie Fridolin für die Gräfin von Savern, so viele Ave Maria's, als er verspielt hat, zu Gunsten des Gewinners beten. Ein guter Spieler kann auf diese Weise selig werden, er weiß gar nicht wie.“ Mit welcher Andacht und mit welcher frommen Eifer diese Herren Patres ihre Regel schieben müssen, da es ja gilt, die Fürbitte ihrer Brüder und dadurch auch die Fürbitte der Jungfrau Maria zu gewinnen! Eine schöne Art, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden! Z.

Selig werden mit Dampf. — Folgende Anzeige erschien im katholischen Sonntagsblatte No. 47 (Stuttgart. 1872): Soeben ist in meinem Verlage erschienen: „Die Eisenbahn zum Himmel, oder probates Mittel, schnell und leicht zur christlichen Vollkommenheit, zur Heiligkeit und zum Himmel zu gelangen.“ Von einem Priester der Erzdiocese Freiburg. 2. Aufl. Preis 3 fr. Die erste Auflage von 5000 Exemplaren wurde in ganz kurzer Zeit abgesetzt. Hofbuchhandlung von G. Tappen in Sigmaringen. Wer aber die Eisenbahn benutzen will, wolle sich dann noch mit dem Eintrittsbillet versehen, welches ein geistlicher Colporteur im Berner Jura verkauft, einem kleinen Papierbogen, worauf zu lesen steht: „Eintrittsbillet in den Himmel, erworben durch die göttliche Schule der Geduld;“ und um ein Kreuz in der Mitte: „Keiner wird gekrönt, der nicht einen guten Kampf gekämpft hat. Ich bin dabei. O, Maria, hilf mir! Preis 50 Centimes. Bei Retaille, päpstlicher Buchhändler. 274 Rue Garanciere 15, Paris.“ Daß man in unserer Zeit der Dampfkraft auch noch auf dem altmodischen schmalen Wege zum Himmel wandern sollte, wäre ja auch ganz gegen den Zeitgeist; drum geht's beim Papst jetzt per Eisenbahn, natürlich mit allen nöthigen Bequemlichkeiten, weichen Postern u. s. w. versehen, wie das ja der Papst am Besten versteht; nur etwas theuer ist die Sache; denn der Papst braucht viel Geld. Z.

Freimaurerei. — Bei Gelegenheit der neuen Anwesenheit in Bromberg führen der Kaiser, der Kronprinz und Prinz Karl auch nach dem Local der Loge. Am Eingang der Loge wurde der Kaiser von dem Vorstand derselben empfangen, und der vorsitzende Meister vom Stuhl, App. Gerichts-Rath Hirschfeld, richtete folgende Worte an Se. Maj.: „Mit Jubel begrüßen wir die heutige Tagesfeier, welche uns das hohe Glück bereitete, Ew. kais. Maj. in den Räumen unserer Bauhütte ehrfurchtsvoll und allernüchternigst begrüßen zu können. Der heutige Tag bildet den höchsten Glanzpunkt in den Annalen unserer Loge. Die

Brüder der Loge Janus sind sich dessen bewußt, was sie ihrem allergnädigsten Kaiser und Protector zu danken haben. Gestatten Ew. kaiserl. Maj. allergnädigst, das Gelübde der unverbrüchlichsten Unterthantentreue der Brüder der Loge Janus zu Allerhöchstdero Füßen allerunterthänigst niederlegen zu dürfen." Nachdem der Kaiser dem Redner freundlichst die Hand gereicht, erwiderte derselbe etwa Folgendes: „Ich danke Ihnen für die freundlichen Worte und für die ausgesprochenen Gesinnungen; lassen Sie uns immer rein bleiben; dann mag die Welt von unserm Orden sagen, was sie will, wir haben und behalten ein reines Gewissen.“ (Allg. Luth. Schutzg.)

Ein gewisser Pastor Persius, ein junger, freisinniger Prediger, Mitglied des Protestantens-Vereins, war dem Kronprinzen von Preußen zum Religionslehrer seines ältesten Sohnes empfohlen und darauf hin auch von demselben berufen worden. Als Mitglied des Protestantens-Vereins, dem in Berlin noch immer die Kirchthüren verschlossen sind, nahm jedoch Persius Anstand, diesem Rufe des Kronprinzen zu folgen und gab seinen Bedenken unverhohlenen Ausdruck. Darauf erschien der Kronprinz persönlich am Reformationsfeste in der kleinen Kirche des Predigers Persius und sprach nach beendigtem Gottesdienste sein völliges Einverständnis mit der gehörten Predigt aus, die er als eine wahrhaft religiöse, dem Geiste der Reformatoren entsprechende, bezeichnete. Nunmehr nahm Persius keinen Anstand, Religionslehrer des königlichen Prinzen zu werden. Es zeigt dies aber, wessen sich die Kirche zu versehen hat, wenn der jetzige Kronprinz einmal König von Preußen und Kaiser von Deutschland wird. Dem Protestantens-Verein stehen jedenfalls gute Tage bevor.

Den Brüdern unserer Wisconsin Synode wird es gewiß große Freude machen, zu hören, daß unser lieber Bruder Thiele nach einem Briefe, den wir in den letzten Tagen von ihm empfangen, am 15. Januar wieder von Hamburg nach Amerika abgefegelt ist und daß er, wenn der Herr Gnade zu seiner Reise gibt, in den nächsten Wochen wieder in unserer Mitte sein wird. Hoffentlich wird er den Lesern des Gemeindeblattes auch Manches von den traurigen Erfahrungen, die er in Deutschland gemacht hat, mittheilen.

Die Schlaraffiade, oder treuer Bericht Meister Arians über seine Reise in's Schlaraffenland, allwo er Ursprung und Endziel der Welt, besonders der Menschen erfahren wollte. In poetische Form gebracht von Hilarius Anthropos. Reading, Pa. Verlag der Pilger-Buchhandlung. S. S. 72. Es ist dies ein lustiges Spottgedicht, darin die falsche Wissenschaftlichkeit der Herren Darwin, Vogt, Büchner und Consorten, die die neue Entdeckung gemacht haben, daß der Mensch vom Affen oder eigentlich ursprünglich von Froesch abstamme, mit einem beißenden Sarcasmus gegeißelt wird. Wir empfehlen dies Büchlein Allen, die einmal die „Schlaraffen Religion“ jener Herren von ihrer heiteren Seite betrachten

wollen. Zu haben in der Pilger-Buchhandlung zu Reading, Pa., 30 Cents im Einzelnen, das Duzend \$3.00. Z.

### Herzog Bernhard von Weimar.

Der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost. Sprüchw. 14. 32.

Herzog Bernhard von Weimar, der berühmte Feldherr der Protestanten im dreißigjährigen Kriege, war nicht nur ein tapferer Held, sondern, was viel mehr ist, er war ein Christ. Die Bibel und ein Gesangbuch führte er in allen seinen Feldzügen stets mit sich. Ost ging er mitten in der Schlacht bei Seitz und betete. Seine Beichte hatte er selbst abgefaßt und niedergeschrieben. Er that Alles mit Gebet, war kräftig und unermüdet in allen Arbeiten und Kämpfen seines vielbewegten Lebens. Im Jahre 1639 wurde er gefährlich krank. Als er merkte, daß die Zeit seines Abschiedes vorhanden sei, brachte er alle seine Geschäfte in Ordnung, und nachdem er so mit der Erde und seinen irdischen Angelegenheiten ganz fertig war, rüstete er sich zum Sterben. Am letzten Morgen bat er seinen Prediger, für ihn zu beten; „denn ich weiß gar wohl,“ sagte er, „nur durch Christum und durch Niemand, Niemand, Niemand sonst, geht meine Seele in's bessere Leben ein.“ Nachdem er das heilige Abendmahl empfangen hatte, wandte er sich an die umstehenden Offiziere, und sagte: „Ihr Brüder, geht hinaus, Ihr hindert mich, denn ich habe jetzt mit Gott zu reden.“ Als sein letzter Augenblick nahte, sagte er zum Prediger, seine Hand auf die Brust legend: „Ich wundere mich, daß das Herz noch so frisch ist, und zum Tode sich nicht schicken will.“ In der Minute, wo sein Geist entfloß, machte er noch über sein Gesicht das Zeichen des Kreuzes, lispelte den Namen Jesus, schloß die Hände zusammen und starb. Rings um sein Bett knieten neben der Dienerschaft auch seine Feldherrn und Hauptleute betend.

Auf zweien Seiten fallen sie vom Wort. Manche haben Glauben ohne Wort (Uberglauben), das gilt nicht; andere haben Wort ohne Glauben (Unglauben), das hilft nicht. Das Mittel ist fein und seliglich, beide, Wort und Glaube zusammen in Eines verbunden, wie Gott und Mensch in einem Christo ist eine Person. — Wer nur am Worte bloß hangen bleibt und darauf tranet und wartet, nicht zweifelt es werde gewißlich kommen was das Wort saget, setzet ihm doch kein Ziel, bestimmet ihm keine Zeit, erwählet keine Maß noch Weise, sondern giebt's frei Gott in seinen Willen und Wohlgefallen, daß er seinem Worte genug thue wenn, wie, wo und durch welchen er will, das ist ein frei rechtschaffener Glaube, der Gott nicht versucht noch versuchen kann.

(Luther.)

### Conferenz-Anzeige.

Die erste Distrikts-Conferenz der ev. luth. Pastoren der Synodal-Conferenz in Minnesota versammelt sich, will's Gott, vom 18. Februar Nachmittags bis 20. bei Herrn Past. S. Fischer in Town Denton, Carver-Co., Minn.

Hauptgegenstand der Besprechung: These XVIII B. und folgende des Referats: „Die Ev.-Luth. Kirche die wahre sichtbare Kirche Gottes auf Erden.“

J. Herzer.

### Conferenz-Anzeige.

Der bische (zweite) Distrikt der „gemischten“ Pastoral-Conferenz in Minnesota, versammelt sich, so Gott will, am 18. und 19. Februar bei dem Unterzeichneten.

Gegenstand der Besprechung sind: „Thesen wider ewangelische Praxis“ von Präses H. C. Schwan.

Die Brüder können mit der Winona St. Peter Railroad bis Claremont kommen, von dort werden sie am Montag den 17. Februar abgeholt werden.

F. Jöhl.

### Conferenz-Anzeige.

Die nordwestliche Konferenz versammelt sich, so Gott will, am 11. Februar in Dshkosh. Alle Glieder derselben, wie auch die Brüder der Missouri-Synode, die sich daran betheiligen wollen, werden ersucht, am genannten Tage sich hier in Dshkosh einzufinden.

### Conferenz-Anzeige.

Die Central-Conferenz versammelt sich, will's Gott, Montags, den 10. Februar in Farmington. Gegenstand der Verhandlung: Fortsetzung der Besprechung der Thesen über ewangelische Praxis.

Carl Dypen.

### Quittung.

Durch Herrn Pastor Spehr \$2 von Gebr. Bodenstern aus der Dreieinigkeits-Gemeinde erhalten zu haben, beschneidet mit Dank gegen Gott und die freundlichen Geber

W a t e r t o w n, den 19. Januar 1873.

H. Bender.

### Quittungen.

Für die Anstalten: Von Past. Dammann, Weihnachtscollecte \$11.60. — Pastor Lucas, von seiner Gemeinde \$12.75, von G. Casar \$6. — Past. Jäfel, von der Sonntagsschule der Gnadengemeinde \$30, von Lehrer Gräf gesammelt auf seiner Kindtaufe \$2.15. — Durch Pastor Deuber von Mr. Maas \$5. — Durch Pastor Haak, Weihnachtscollecte und Hochzeit-Collecte bei Mr. Sengstock in New-London \$5.58. R. Adelberg.

Für Mission: Durch Past. J. Meyer \$10. — Durch Pastor Gausewicz von Frau M. M. \$2, von G. Duandt \$2, von W. Duandt \$2. — Durch Pastor Schimpf von der St. Pauls-Gemeinde \$8.25. — Durch Pastor Adelberg von seiner Gemeinde \$8.66. — Durch Pastor Adelberg von Lesern des Gemeindeblattes \$2.

Für die Wittwenkasse: Durch Pastor J. Meyer \$5. — Durch Pastor Spehr von Herrn Wegel \$5. — Durch Pastor Gausewicz \$10. — Für Frau Wiese von W. Benz \$5. — Durch Pastor Adelberg \$9.53. — Durch Past. Gensike \$15. — Durch Pastor Siegler von M. R. \$1.

Für Casle Garden: Durch Pastor Gausewicz ein Theil der Erntedankfest-Collecte \$5.

Für die Synodalkasse: Durch Pastor J. Meyer \$5. J. Bading.

Eingegangen für die Haushaltung: Von Herrn G. Brißlaff hier ein Viertel Rindfleisch. — Von Past. Adhler in Hustisford 5 Gänse. — Aus Pastor Althof's Gemeinde in Menomonee 50 Cents. — Von Herrn Letto zwei Buschel Weizen. — Aus Past. Gausewicz' Gemeinde von Mr. Draeger \$1.10.

Herzlichen Dank!

H. Ernst.

Für das Gemeindeblatt haben bezahlt: B. Franz VII \$3, VIII \$2 — P. W. Friedrich VII \$1 — P. Dammann für Klehlung VIII \$1 — F. Krüger VII und VIII \$2 — P. Lucas VIII \$8 — P. F. L. Richter VI \$6.60, VIII \$4 — P. Althof VIII \$4 — P. Kilian VIII \$10 — P. F. Leyhe VIII \$1 — P. G. Stute VIII \$1 — P. G. Damm VIII \$1 — P. G. Alwardt VIII \$1 — J. Will VII \$1 — P. G. Braun VIII \$8 — P. Gensike VIII \$20 — P. Lehner IX \$1 — Lehrer Zahn VIII \$1.

R. Adelberg.

### Brief-Kasten.

Briefe empfangen von den Pastoren L. F. Frey, W. Friedrich, Dammann, Bading, Lucas, Jäfel, Richter, Althof, Deuber, Klian, Leyhe, Hübner, Damm, Brenner, Wenner, Alwardt, Braun, Haak, Thiele, Steker, Ungrodt, Lehner, Streißguth, Ph. Schmidt.

Herrn B. Franz, S. Rhode (2), J. Will.

P. G. B. in B. — Ist nach meinen Büchern noch nicht entrichtet.

P. J. L. in M. G. — Wie Sie aus der Quittung sehen, haben Sie nun schon für den nächsten (9.) Jahrgang, also bis 15. August 1874 bezahlt.

P. G. M. in M. — Hab ich bei Herrn S. besorgt. Alles in Richtigkeit.

P. G. G. in M. — Die ersten sieben Nummern dieses Jahrgangs sind gänzlich vergriffen und kann ich darum dieselben den neuen Abonnenten nicht nachliefern.

B. A.